

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 67.

Posen, den 21. März 1928.

2. Jahrg.

Bobsinen

Ein Sportroman von Ingrid von Wedemar.

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale).

11. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

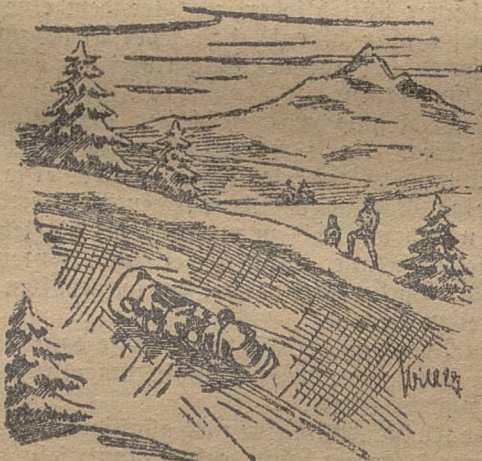
XVIII.

In fleißigem Training vergingen die beiden nächsten Tage. Früh schon war man auf der Bahn, um die kurzen Stunden des Wintertages auszunutzen.

Vorsichtig tasteten die fremden Führer die Bahn ab, Kurve auf Kurve probierend, um durch richtiges „Anfahren“ der Kurvenwand, durch rechtzeitiges Verlassen der Kurve wertvolle Sekundensparnisse zu erzielen.

Alles kommt ja in einem Bobrennen auf die Zeit an; diese so gering wie möglich zu halten, ist das Bestreben des Führers, die Hoffnung der Mannschaft.

Die Kurventechnik spielt dabei die Hauptrolle. Frühes Hineingehen in die eisstarrenden Bogen bürgt



für den kürzeren, zeitsparenden Weg am unteren Kurvenrand. Spätes Anfahren reißt den Schlitten durch den Druck der hohen Geschwindigkeit in der Kurve hoch, läßt ihn einen Haken beschreiben, der Zeit kostet und Tempo frisst.

Mit der Kurve, nicht durch die Kurve, wie der Automobilist, führt der Bobfahrer die steuernden Borderrufen, und wehe dem Anfänger, der durch „Schneiden“ des Kurvenbogens Zeit zu gewinnen sucht. Er ist verloren, und mit ihm stürzen Bob und Mannschaft unweigerlich in den Schnee.

Die Sonnenberger hatten einen schweren Trainingsunfall zu verzeichnen. Einer ihrer besten Führer, ein prächtiger Sportsmann, war in einer Kurve in rasendem Tempo der Fahrt über die Kurvenwand in den Wald gerissen worden; Arm- und Beinbrüche der Mannschaft waren die schmerzliche Folge.

Der Bremser, am hinteren Ende des Schlittens am wenigsten geschützt und ohne die Möglichkeit, sich festzuhalten, war bei dem Sturz gegen einen Stein geschlagen. Nun lag er ohne Besinnung seit Stunden schon im Sanatorium, und aus den ernsten Gesichtern der

Ärzte war zu entnehmen, daß schwere Gefahr für das Leben dieses prächtigen Menschen bestand.

Der Ausfall der Mannschaft war für die Sonnenberger ein schwerer Verlust. Nicht allein, daß eine ihrer besten Mannschaften damit aus dem Rennen schied, auch rein menschlich traf sie und alle anderen dieser Schlag hart genug. So betrachtete man den Beschluß der Sonnenberger als selbstverständlich, die Nennungen für ihre sämtlichen Schlitten zur Deutschen Meisterschaft zurückzuziehen, wenn auch im Interesse einer scharfen Konkurrenz die Absage der Sonnenberger Besatzungen tief zu bedauern war.

Der Unfall drückte natürlich auf die Stimmung, und so verlief der Ruhetag vor der Meisterschaft in ernster Arbeit an den Schlitten, in der Sorge um das Wohlergehen der Verletzten und in einer bis zur Nervosität gesteigerten Spannung der Führer und Mannschaften, die nach dem Ausscheiden der Sonnenberger auf 30 Schlitten zusammengeschrumpft waren.

Vor den Hotels, vor den Pensionen und an der Schmiede standen die Bobs, Rufen noch oben. Mit Schmirgelpapier und Polierkette „wienerten“ die Fahrer den Stahl der Rufen spiegelblank; keine Schramme, kein noch so kleiner Kratzer blieb dem geübten Auge des Führers verborgen, und immer wieder fuhr der prüfende Finger über das kalte Eisen, ehe sich endlich der „Kapitän“ zufriedener gab.

Schraube auf Schraube wurde nachgezogen, aufmerksam forschend ging der Bremser mit der Fettbüchse um den Bob herum, schmierte Rollenlager und Scharniere der Steuerung.

Und als endlich nach Stunden alles fertig war, als sorgsam auf Holzklöße gestellt, die Bobs im Schuppen verkauft waren, leuchteten längst die hellen Lampen vor den großen Luxushotels, rief schon der Gong zum Abendessen.

Die „Bobfine“ des Langen hatte fleißig mitgeholfen. Sie kannte es nicht anders, als daß auch sie ihr Teil mit dazu beitrug, den Schlitten fertigzumachen. Und doch wollte ihr in diesem Jahr die Arbeit nicht so recht von der Hand gehen.

War es der Unglücksfall, der ihr gutes Herz mit Bedauern erfüllte, war es der Ernst, mit dem sie diesmal alle hier arbeiteten, oder lag es wirklich daran, daß sie einfach nicht wollte?

Sie wollte ja nicht, daß ihr Schlitten siegte, sie wollte ja gar nicht, daß der Lange Meister würde, sie wollte nur das eine, daß der Kleine, ihr Kleiner, wie sie ihn jetzt bei sich nannte, den Sieg errang, den sie nur ihm allein von allen anderen gönnte.

Wo er jetzt nur stecken mochte; sicher noch auf der Bahn, der pflichttreue, gute Kerl!

Doch da trat der Lange heran und prüfte „ihre“ Rufe auf Sauberkeit und Glanz.

„Du scheinst diesmal keine rechte Lust zu haben. Mal los ein bißchen! Entweder du machst mit, dann arbeitest auch. Oder du bist zum Vergnügen hier, dann hättest du besser zu Hause bleiben sollen!“

Die Schwester fühlte sich ertappt und wurde rot. Schnell beugte sie sich tief über die Rufe und bearbeitete

den blanken Stahl so heftig, daß ihr die Finger heiß wurden und der Schmirgel in Fetzen herunterfiel.

Gottlob, der Lange hatte nichts gemerkt. Der stand schon wieder vorn an der Steuerung und prüfte die Seile. Er war noch von der alten Schule und konnte sich an das moderne Radsteuer nicht gewöhnen. Die mächtigen Handgriffe am vielfach geflochtenen Seil lagen ihm besser, als der Holzfranz des automobil-ähnlichen Steuerrades.

Doch nun war auch der Lange fertig; und die Besatzung war froh, auch ihrerseits aufhören zu können. Müde gingen sie zum Hotel zurück, hungrig und lahm vom langen Stehen in der gegen Abend immer kälter werdenden eisigen Winterluft.

Vor dem Klubhotel trafen sie den Kleinen. Er hatte die Sorge für seinen Schlitten dem Bremser überlassen. Als Sportwart hatte er keine Zeit für seinen Bob, denn die Fertigstellung der Bahn, die Ausbesserung der Risse und Löcher, die durch das zweitägige Trainieren entstanden waren, gehörte zu seinem Pflichtenkreis. Und pflichttreu, wie er war, ließ er den eigenen Erfolg lieber fahren, als daß er sein Amt und dessen Funktionen vernachlässigt hätte.

In anderen Jahren war ihm das niemals schwer gefallen. Was galt es ihm, ob er die anderen schlug oder von ihnen geschlagen wurde. Nur klappen mußte alles auf die Minute, und tadellos mußte die Bahn von dem Augenblick an sein, wo er sie als Sportwart des Verbandes unter seine Obhut nahm.

Aber diesmal empfand er die Last des übernommenen Ehrenamtes doch drückender. Immer wieder hatte er an seinen Schlitten denken müssen; gewiß, der Bremser war ein zuverlässiger Mann und kannte des Kleinen Wünsche ganz genau. Aber ob er auch alles bedenken, ob er alle Fehler entdecken würde, die dem geübten Auge des Kleinen nicht entgangen wären, wer wußte das!

Und er nahm sich vor, selbst noch einmal nachzusehen, ehe er den Bob zum Aufzug schickte.

Denn er mußte und wollte diesmal die Meisterschaft gewinnen, koste es, was es wolle.

Am Sanatorium vorbei führte ihn der Weg. Hinter matterleuchteten Scheiben lagen die Kranken, unter ihnen die brave Besatzung des gestürzten Bobs, Männer, die ihren Sportenthusiasmus mit ihrer Gesundheit bezahlt hatten.

Beim Pförtner fragte der Kleine nach dem Chefarzt und, als dessen Assistent erschien, diesen nach dem Befinden der Verletzten. Die Auskunft war günstiger, als er erwartet hatte. Zwar lag der Bremser noch immer ohne Besinnung, aber man hoffte, ihn am Leben zu erhalten. Die Brüche der anderen waren weniger besorgniserregend.

So nahm der Kleine die Beruhigung mit nach Hause, daß wenigstens das Schlimmste überstanden zu sein schien.

Im Bobschuppen sah er noch einmal nach seinem Schlitten. Sauber, auf Holzklöße gebracht, stand die „Bobsine“. Wie ein williges, treues Wesen erschien ihm der Bob, den er doch erst so kurze Zeit hatte, und den er schon liebte, weil er Gutes leistete.

Auch im Training hatte er sich wieder bewährt; tadellos reagierte er auf jeden, auch den kleinsten Ausschlag des Steuers, wundervoll „spurten“ die Rufen, fest lag der Schlitten auf der vereisten Bahn.

„Bobsine“ hatte er ihn genannt. Das schien ihm der richtige Name für seinen Bob. Und jetzt kam es dem Kleinen erst so recht zum Bewußtsein, was dieser Name für ihn bedeutete. Mit „Bobsine“ wollte er die Meisterschaft gewinnen, „Bobsine“ sollte ihm den Sieg erzwingen helfen, damit er den schönsten Preis errang, der ihm als Sieger winkte: Die „Bobsine“.

Wie streichelnd fuhr der Kleine über das Steuer, wie lieblosend strich er das Rissen glatt, und abschiednehmend blickte er noch einmal auf den Namen, der in großen Lettern über das Steuergehäuse lief „Bobsine“.

Dann wandte er sich, im Vertrauen auf die zuverlässige Arbeit seiner Mannschaft, im Vertrauen aber auch auf den Namen seines Bobs, der ihm für morgen eine gute Vorbedeutung sein sollte.

Als er, den derben Stod unter dem Arm, mit nagelbeschlagenen Schuhen die Hoteltreppe hinaufstappte, kam ihm der junge Führer entgegen. In der weißen Hemdbrust leuchteten matt ein paar wundervolle Perlen, ein Duft von Lavendel umfloh die tadellos gekleidete Gestalt dieses „Auch-Führers“. Neben ihm schritt in einem hauchzarten Gedicht aus Spitzen und Seide die Baronin, des jungen Führers „Bobsine“.

Der Kleine verneigte sich leicht im Vorbeigehen.

„So spät?“

Der junge Führer wollte ein Gespräch mit ihm anfangen, doch der Kleine war weitergegangen. In seinem Zimmer stand er ausruhend still, dann begann er sich umzuziehen; und während er die sportgerechte Bobsfahreruniform gegen das vornehme Schwarz des Abendanzuges vertauschte, zog noch einmal dieser letzte Tag vor der Deutschen Meisterschaft an ihm vorbei. Im Mittelpunkt seiner Gedanken stand immer wieder das Wort „Bobsine“.

Dreifach stand es in seinem Gedächtnis. „Bobsine“ — die kapriziöse, leichtsinnig flirtende Begleiterin des jungen Führers. „Bobsine“ — der Schlitten, das Werkzeug zum Sieg, der treue Helfer auf dem Wege zur Meisterehre. Und „Bobsine“ — sie, die einzige, der seine Sehnsucht, sein Herz, sein alles entgegenschlug.

XIX.

Nach dem Abendessen versammelten sich die Führer noch einmal im Sekretariat zur Auslosung der Startfolge und zur letzten Besprechung vor der großen Meisterschaft.

In einer Urne lagen zusammengefaltete die Zettel mit den Nummern der startenden Schlitten. Es waren ja nur noch dreißig, die nach dem Ausscheiden der Sonnenberger übrigblieben, und trotzdem eine stattliche Zahl, wenn man bedenkt, daß jeder Bob zweimal zu fahren hatte, um aus der Gesamtheit der beiden Läufe placiert zu werden.

Die Auslosung war nicht der unwichtigste Faktor für den Sieg. Nr. 1 war ebensowenig beliebt wie die letzten Nummern der Startliste, denn der erste Schlitten hatte keine Möglichkeit, sich nach den Vordermännern zu richten und deren Zeit zu unterbieten; die letzten Bobs aber liefen Gefahr, durch Löcher und Spuren, die die Rufen der Vordermänner gerissen, aufgehalten und ausgeschaltet zu werden.

Ein Ausgleich der Chancen konnte daher nur erzielt werden, wenn der zweite Lauf in umgekehrter Reihenfolge gestartet wurde.

Der Kleine wollte eine noch günstigere Wertung herbeiführen. Keiner sollte gehandikapt sein, jeder die gleichen Aussichten haben, deutscher Meister zu werden.

So entsprach es seinem sportlichen Empfinden, es entsprang aber auch dem Wunsche, selbst so wenig wie möglich behindert ins Rennen zu gehen. Zwar traute er seiner Mannschaft, seinen Führerqualitäten und seiner „Bobsine“ viel zu, aber warum sollte er jede Chance nicht genau so nützen wie die anderen, für die es doch nur galt, deutscher Meister zu werden, während er . . .

Nicht daran denken, jetzt, wo der Dienst seine ganze Aufmerksamkeit erforderte.

„Meine Herren!“ Der Kleine hatte mit dem Knöchel ein paarmal auf die Tischplatte geklopft, um sich Gehör zu verschaffen. „Meine Herren! Wir beginnen nunmehr mit der Auslosung. Es wird gestartet: Im ersten Lauf 1 bis 15, dann 16 bis 30; im zweiten Lauf 15 bis 1, dann 30 bis 16. Ehe die Führer an die Urne herantreten, um für ihre Schlitten die Startnummern zu ziehen, übergebe ich die Leitung des Rennens der offiziellen Rennleitung.“

Kurze Verbeugung vor dem mächtigen Sanitätsrat.

„Ich bitte Sie, sehr geehrter Herr Sanitätsrat, Sie, lieber Schatzmeister, und Sie, Herr Major, nunmehr

Ihres Amtes zu waltten. Von diesem Moment ab bin ich nur noch Konkurrent, kann daher auch keinerlei Entscheidungen mehr fällen.“

Der Kleine verneigte sich und trat zurück in die Schar der Bobfahrer, die die Urne in dichtem Kreise umstanden und als deren einer er jetzt nur noch Nummer war.

Die kurze, etwas nervöse Stimme des Majors klang auf:

„Wir schreiten nunmehr zur Auslosung für das morgige Rennen. Ich bitte die Herren, in der Reihenfolge vorzutreten, wie ich sie verlese, und eine Nummer zu ziehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Rolf Seeharsch:

Frühlingseinzug.

Wenn nach bestandenem Winterquale
Geschöpf aufatmet und Natur ...
Wenn in des Waldes tiefen Hallen
Der Föhn zernagt des Winters Spur ...

Wenn's grünt dann und die Knospen springen
Am Buchenwald, an Wildreineben.
Wenn frohe Vorkentenlingen
Von neuem Werden, neuem Leben ...

Wenn Nellen in den Zweigen scherzen,
Als wär's nur Glüd auf Erden geben ...;
Gewacht's da nicht im Käerherzen?
Erklär's da nicht ein Bittern? Beden?

Dann zieh's hinaus mich immer nur,
Bis oft der Abendstern erstrahlt.
Ich les' im Buche der Natur ...
Und q'arrend hoch die Schnepe zieht ...

(Mit besonderer Genehmigung des Romantivverlages Berlin, dem Buche „Tannenreiter“ von Rolf Seeharsch entnommen.)

Sonnenaufgang.

Novelle von Robert Michel.

In Siebering bei der Endstation der Straßenbahn hatten sie einander zum erstenmal gesehen. Herbert stand, müde von einer langen Wanderung, im Gedränge der lautfröhlichen Leute, die teils aus den Heurigschenkten, teils von Ausflügen heimkehren wollten. Er liebte nicht die Spaziergänge in der Nähe der Stadt, wo es an schönen Sonntagen wie heute unmöglich war, der Flut der Menschen auszuweichen; seit seine Frau einer unheilbaren Krankheit verfallen war, suchte er die Einsamkeit.

Eben fuhr ein leerer Zug vor, und die Leute drängten hinein, um sich Plätze zu erkämpfen. Herbert blieb ruhig stehen; erst als der Wagen zu rollen begann, schwang er sich auf das Trittbrett. Nun stand er an das rückwärtige Geländer gepreßt, vor ihm eine junge Frau, die ihm den Rücken lehrte und sich mit einer Hand an einem Riemen festhielt, um nicht ohne Halt den Schwankungen des Wagens preisgegeben zu sein. Wenn sie manchmal den Kopf zur Seite wandte, konnte er sehen, daß ihre Haut ungewöhnlich zart und weiß war — „wie von einer Frucht, die im Treibhaus gereift ist“, mußte er denken.

Trotz des unbequemen Gedränges verbreitete sich im Wagen alsbald eine fröhliche Stimmung, ausgehend von einigen Leuten, deren gute Laune durch reichliche Weingenuß begründet war. Wer etwas zu sagen hatte, richtete die Worte nicht bloß an seine Begleitung, sondern an die Allgemeinheit. Neben Herbert stand ein angeheiteter alter Herr, der sich mit seinen Späßen zumeist an die junge Frau wandte; sie blidte sich immer häufiger, wie Schutz suchend, nach Herbert um, aber in diesem verlegenen Umschauen war gleichzeitig zu erkennen, daß ihr der äußere Zwang nicht unwillkommen war.

Die Weinlaune der Fahrenden schien sich dem Wagen selbst mitzuteilen, denn der Rhythmus der Fahrt hatte allmählich eine gewisse Rhythmik mit dem Gang eines Verauschten. Die rollenden Räder stakten oft, um dann plötzlich wieder auszugreifen, und die Leute wurden dabei durcheinandergeschüttelt, was jedesmal eine laute Heiterkeit auslöste. Trotz ihres Gaites am oberen Riemen konnte es die junge Frau nicht verhindern, daß ihr schlanker biegsamer Leib manchmal mit dem ganzen Gewicht an Herbert gedrückt wurde. Er neigte den Kopf ein wenig seitwärts vor wie in einer zärtlichen Frage und sah, daß sie die Augen geschlossen hatte. Da strich er zart und innig mit seiner Hand über ihre Schulter.

Nach wochenlangen Zusammenkünften in Rinos, Kaffeehäusern, Gartenanlagen und in den Straßen, bei denen ihre Sehnsucht immer von neuem zu brennenden Wünschen aufgeschwacht wurde, winkte ihnen das Glüd. Reginas Mutter mußte zu ihrer kranken Schwester nach Ungarn fahren und dort eine Woche lang bleiben. Diese freien Tage wollten die beiden ausnutzen.

Sie fuhren nach München. Anfangs war Regina viel beschäftigt mit dem Gedanken, ob ihr Abenteuer nicht entdeckt werden würde. Allmählich aber löste sich dieses Unbehagen, und Herbert war erheitert von dem leidenschaftlichen Entzücken, mit dem sie sich dem Betrachten der Landschaft und der hohen, schneebedeckten Alpengebirge, die sie linker Hand lange begleiteten, hingab.

Spät nachmittags kamen sie in München an. Sie gingen in ein Theater, und der Abend war für beide voll schöner Uebererraschungen. Denn in dieser ungewohnten Umgebung hatten sie ihr Innerstes vertraulicher voreinander aufgetan als jemals früher und waren dabei immer eindringlicher zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie vom Schicksal füreinander bestimmt waren. Als sie aber dann in Reginas Zimmer waren, befahl Regina plötzlich eine ihr unerklärliche Angst. Sie fühlte sich wie zerschlagen und hatte nur den Wunsch, allein zu sein. Herbert sah neben ihr auf dem Sofa, hielt still ihre Hand und wurde immer trauriger.

Als er sich kurze Zeit später in sein Zimmer zurückgezogen hatte, sank er in sich zusammen und blieb wie vernichtet auf seinem Stuhl sitzen. Plötzlich sprang er in neuer Freude auf, holte aus seiner Handtasche eine Landkarte hervor, breitete sie aus und studierte sie lange.

Am nächsten Morgen waren sie schon im Zug gegen Süden, als die Sonne aufging. Der Himmel war klar, man konnte mit einem schönen Tag rechnen. Regina war zärtlich und heiter, so daß aus Herbert jeder Rest von Traurigkeit schwand und seine Seele sich weit öffnete vor dem Erlebnis, das seiner harrie: eine Wanderung in unbekannter Landschaft mit der geliebten Frau an der Seite und der Aufstieg auf einen lodenden Berg, diesmal tausendfach lodend, wie in einem zauberhaften Traum.

In einer kleinen Station verließen sie den Zug. Herbert mietete für den Teil des Reges, der längs der Straßen führte, einen Wagen, um Regina zu schenken. Weit zurückgelehnt, saßen sie eng aneinandergeschmiegt und berauschten sich an dem Duft, den die Sonnenstrahlen aus dem aufstehenden Wald hervorlockten.

Als sie sich der Pashöhe näherten, stand die Sonne schon hoch über den Bergen und zog aus den Wäldern mächtige Nebelschwaden hervor, die der leichte Wind wie dünne Schleier um die Gänge schlang.

Nun begann sich die Straße zu senken, die Pferde kamen in rascheren Schritt und bald erglänzte zwischen den Baumgipfeln vor ihnen der Spiegel des Walchensees. Aber sie konnten seine Ufer nicht in der Gänge wahrnehmen, denn da und dort hatten sich die Nebel zu tiefen Wolken geballt und wehrten den Ausblick.

Unten am See entließen sie den Wagen und traten nahe dem Wasserwert in ein Gasthaus, um sich für den Aufstieg zu stärken. Es tat ihnen wohl, daß der Raum gut geheizt war, denn hier in den Bergen war es kühl, und sie waren von dem letzten Stück der Fahrt noch ganz durchkältet.

Da sie nach kurzem Verweilen vors Haus traten, war die Sonne verschwunden, und der leichte Nebel, der sie umgab, ging in eine gleichmäßig dicke Wolke über, die den ganzen Tafelberg auch nach oben ihren Blicken abschloß. Sie konnten nur ein kurzes Stück des Hanges emporklimmen, auf dem der Weg zum Herzogstald — ihrem Ziel — hinaufführte, aber weil die Markierung gut war, scheuten sie sich nicht, den Aufstieg zu beginnen. Steile Streden wechselten mit ebenen gewundenen Wegen durch verwaschenes Bergelände, und an solchen Stellen gingen sie engumschlungen weiter und ließen sich durch die Dürstertät des Tages nicht ihre Stimmung trüben.

Der Nebel wurde immer dichter. Schließlich ging er in ein feines Niefeln über. Die Kleider wurden naß, und Herbert war in Sorge um die Gesundheit Reginas, die solche Unbilden des Wetters nicht gewohnt war. Ihre Müdigkeit nahm auch bedrückend zu, und es begann schon zu dämmern, als sie endlich bei der Hütte anlangten. Herbert ließ zwei kleine Schlafkammern heizen und sorgte dafür, daß Regina sich ins Bett legte. Er bradte ihr heißen Tee und zu essen, trocknete ihre Sachen und betreute sie wie ein hilfloses Kind. Nachdem nun alles getan war, setzte er sich an ihr Bett und betrachtete beim flackernden Schein der Kerze liebevoll ihr Antlitz, das noch vom Wetter und der Anstrengung des Weges gerötet war. Sie hielt die Augen geschlossen, und er beugte sich langsam über sie. Da merkte er, daß sie — wohl vor Uebermüdung — eingeschlafen war. Er blieb noch eine Weile still neben ihr sitzen, dann verließ er die Kerze und ging auf den Fußspitzen in seine Kammer.

Draußen rieselte leichter Regen, und vom Dach tropfte das Wasser regelmäßig wie eine tickende Uhr. Herbert lag angezogen auf dem Bett und horchte in die Nacht hinaus. Er fand keinen Schlaf, immer wieder schaute er aus dem Fenster, ob sich die Wolken nicht verziehen würden.

Und wirklich — gegen Morgen lichtete es sich am Himmel: von den Regenwolken blieben nur einige Fäden um die Gipfel hängen, die sich nun ganz leicht zu röten begannen. Herbert eilte vor die Hütte und sah, wie sich im weiten Umkreis ein weißer Berg nach dem andern in leuchtendem Licht entzündete: zwischen den Bergen erglänzten aus dämmrigen Tiefen nah und fern geheimnisvoll die Spiegel der oberbayerischen Seen. Schon wollte er auf den nahen Gipfel steigen, um das märchenhafte Schauspiel vor Ankunft der Sonne vom günstigsten Standpunkt aus erleben zu können. Da begann er sich anders. Er ging in die Hütte zurück und pochte leise an Reginas Kammertür. Er hörte, wie sie sich erhob und zur Tür kam, ohne zu öffnen. Mit fliegendem Atem bat er sie, mit ihm gemeinsam den Aufstieg der Sonne zu erwarten; sie konnte noch rechtzeitig auf dem nahen Gipfel anlangen. Jedoch Regina war noch nicht angekleidet, und sie bat den Freund, allein zu gehen; aber er mochte nicht, sie sollte teilhaben

an der Schönheit, die da draußen erwachte, und so sprach er, den Körper an die Tür gedrückt und mit den Augen durch die zwei Gängefenster, die nach Osten gingen, ins Freie blickend, von der Herrlichkeit der morgendlichen Landschaft.

Er sprach von den Farben des Himmels, vom Widerschein auf den Bergen, von der Blumenhaftigkeit der Formen und von dem geheimnisvollen Zauber, der über allem lag und sich von Sekunde zu Sekunde steigerte. Regina horchte beseligt auf die Worte des Geliebten, die ihr die Schönheit des Sonnenaufgangs eindringlicher und glühender zu vermitteln vermochten, als es ihre eigenen Sinne gekonnt hätten. Da brachen mitten über der Benediktinewand die ersten Strahlen der Sonne herein, und Herbert mußte schmeigen, ergriffen von der Pracht, die sich dort draußen entfaltet hatte.

In der Kammer regte es sich — die Tür tat sich auf, und Regina, sich selbst vergessend, stand, umflossen von dem goldenen Schein der Sonne, neben dem Mann, dessen Stimme die Nacht gehabt hatte, ihr das Dasein wirklicher zu schenken, wirklicher als die Wirklichkeit selbst war, und reichte ihm, im Innersten erschüttert, ihre bebende Hand.

Die drei Gespräche des Königs Salomo.

Von Hans Arno.

Zu dem König Salomo kam allerlei Volk gelaufen, damit er ihre Fäden schlachte oder ihnen helfe. Also kam auch eines Tages ein Perlenfischer zu ihm und klagte ihm sein Leid. Er habe so eine dumme Frau. Sie verkaufe die Perlen zu billig oder verpacke sie, anstatt sie fein zu sammeln und Glied für Glied zu einer Kette zu reihen. Schon längst habe er dem König eine schöne Kette mit den herrlichsten Perlenstücken schenken wollen. Aber durch die Dummheit seiner Frau hätte er nur hier diesen Handteller voll Perlen, und diese sollten dem Herrscher gehören, wenn er ihn von seiner bummigen Frau befreie.

„Er, so tröste dich, Sohn des Gestades,“ sprach der Fürst, „hast du auch keine Kette sonst, so hast du doch die Kette zu tragen, die dir keine, wie du sagst, dumme Frau um den Hals legt.“ — „Ja, Herr,“ antwortete jener, „eine drückende Kette, und ich bitte dich, zerreiße diese Kette!“ — „Hast du Kinder?“ fragte der König weiter. — „Ja, Herr, und sie sind mir lieber als meine schönsten Perlen!“ — „So mußt du auch diese Kinder von dir lassen.“ — „O Herr,“ erschrak der Fischer, „das verlange nicht von mir! Ich laufe ein in das schönste Meer des Lebens, wenn ich in die Augen meiner Kinder emsehe!“ — „So kann ich die Kette nicht von dir nehmen; denn wie könnte ich das, ohne die Glieder zu zerlegen!“ Da schwebte der Perlenfischer stille und ging ans Gestade zurück.

Der König ging durch die Stadt des ewigen Tempels. Da traf er auch einen, der da saß und stöhnte und klagte. „Was ist dein Leid?“ fragte ihn der König. „Ich bin nur noch ein einziger großer Wunsch!“ sprach der andere, „ich bitte zu dem Herrscher der Wolken, er möge mir ein anderes und besseres Dasein schenken. Denn dieses Leben lastet auf mir.“ — „Es lastet wie eine Kette?“ forschte der König. — „Ja, wie eine schwere bleierne Kette!“ — „Und hast du nie in deinem Leben Jahre gehabt, die das Leben schön und glückvoll gestalten?“ Da leuchtete die Erinnerung aus den Augen des Schwermütigen: „O Bruder, was sind das für Zeiten gewesen! Aller Zauber des Paradieses hat in ihnen geblüht, und ich möchte sie nie ungeliebt wissen.“ — „So mußt du,“ sprach Salomo, „deines Lebens allzu schwere Ketten weicher tragen, denn sonst müßtest du auch aus deiner Erinnerung all die schönsten Jahre lassen, all das Schöne, all das Glück, das du erlebt hast!“ Da meinte der andere nicht mehr.

Aber der König war nachdenklich geworden. Da traf er auf seinen Narren. Der humpelte krümm und mißgestaltet einher, sah feilenbeglückt drein und machte dem erlauchten Denker eine höchst ungelante Verbengung. „Einschuldige diesen verfliegenen Krachfuß hoher Gebieter, aber meine Glieder machen die Demut meiner Seele nicht mehr mit.“ Da versuchte ihn der König und sprach: „Gleicht dein Dasein eigentlich nicht einer schweren Kette, die um deinen Hals gehängt ist und dich zu Boden drückt?“ — „Mag sein,“ sprach der Poet lachend, „aber einzelne Glieder, ja die meisten in dieser Kette, die machen die Kette leicht.“ — „Und welche Glieder sind das?“ fragte ihn König Salomo. — „Er, Herr, diese Glieder sind meine Lieber! Und die möchte ich nicht gerne entbehren! Und drum wird es schon das Nichtigste sein, ich trage meine Kette diesen Gliedern zu Ehren!“

Da lächelte der König: „Es ist doch gut, daß mal einer die Kette erfand!“

Schottischer Geiz.

(Nachdruck verboten.)

Von dem sprichwörtlichen filzigen Geiz der Schotten zeugt auch folgende Geschichte, die gegenwärtig durch englische Blätter geht: James begegnet seinem Freunde John, dem ein Automobil gestohlen worden ist, und sagt zu ihm:

„Weißt du, John, ich habe einen Mann gesehen, der deine Maschine fuhr. Ich bin ihm in einer Taxe vorsichtig gefolgt und habe in Erfahrung gebracht, daß er das Auto in der Garage X untergebracht hat.“

John: „Ich weiß, ich weiß...“

James: „Aber warum unternimmst du denn da nichts, um es wiederzubekommen?“

John: „Ich warte, bis der Spießhube sich entschlossen hat, meine ganz alten Pneumatiks durch neue zu ersetzen.“

Rekordwahn. Mit dem Automobil oder Flugzeug Geschwindigkeit zu erreichen, die aus Phantastische grenzen, ist das Ziel mancher „Sportsleute“. Ueber den Wert solcher Unternehmungen ist man sich längst im Klaren. In der Praxis sind sie ohne Bedeutung. Die liebe Gütlichkeit spielt dabei die Hauptrolle. Der englische Fliegerleutnant Kinkaid hat bei einem solchen Versuch, den Flugzeugschnelligkeitsrekord zu brechen, sein Leben eingebüßt. Er stürzte ab und war sofort tot. Nicht so tragisch ist der Versuch ausgefallen, den Automobilschnelligkeitsrekord zu brechen. Frank Lockhardt kam in einer Stundengeschwindigkeit von etwa dreihundert Kilometern von der Bahn ab und wurde ins Meer getrieben. Er überschlug sich, kam aber doch mit dem Leben davon. Wie er im schwerverletzten Zustande durch seine Sportgenossen mit seinem Wagen aus dem Wasser herausgeschoben wird, ist in der neuesten Nummer des „Illustrierten Blattes“ (Nr. 12) Frankfurt a. M. im Bilde dargestellt. Die gleiche Nummer bringt einen hübschen Artikel „Amateurzeiger“, der das Leben und Treiben an amerikanischen Wochenendplätzen schildert. Von besonderer Aktualität sind der illustrierte Aufsatz „Aufbruch in der Wüste“ und die Zeichnungen des Karikaturisten Derso über die Völkerversammlung in Genf. Auch sonstige Tagesereignisse, wie der Felssturz in Santos, die Futuraltrophe in Kalifornien und der sensationelle Mord in der Charlottenstraße in Berlin werden im Bilde behandelt. Einen besonderen Hinweis verdienen die Humor- und Märtele. Die Nummer ist von Anfang der nächsten Woche an überall für 20 Pf. zu haben.

Eine Statistik der Erfindungen. Wie die „Menschau“ zu berichten weiß, wurde die erste halbe Million amerikanischer Patente im Zeitraum von 67 Jahren erteilt, die zweite in 18 und die dritte halbe Million sogar in nur 13 Jahren. Wenn man diese Zahlen vergleicht, mutet es wie ein schlechter Witz an, wenn man von der Beschichte eines Beamten an einem Patentamt hört, der einst sein Entlassungsgesuch folgendermaßen motivierte: „Fast alle Erfindungen, die möglich sind, sind gemacht worden, bald wird es keine mehr geben, und man wird das Amt schließen müssen. Ich will in eine andere Stellung gehen, solange ich noch dazu Gelegenheit habe.“ Wie hat sich der arme Mann doch getrickelt!

Die Pariser Katakombenbahn. Ein Schienenweg, der mitten durch ein schreckliches Lager menschlicher Schädel führen soll, wird zurzeit in Paris gebaut. Haken und Schaufeln sind bei der Arbeit, um durch die berühmten Katakomben von Paris eine neue Eisenbahnlinie anzulegen, die bestimmt ist, den überlasteten Verkehr im Südtteil der Stadt eine Erleichterung zu schaffen. Seit Jahrhunderten sind hier die Knochen der Toten zu Bergen gestürzt, und seit undenklichen Zeiten versammeln sich an dem düsternen Ort Verdächtige und Verbrecher, um ihre geheimen Zusammenkünfte abzuhalten. Die Katakomben waren ursprünglich als Steinbrüche angelegt, die das Material für den Häuserbau lieferten. Später dienten sie dann als Ablagestätte für Skelette, die aus den aufgelassenen und der Bebauung erschlossenen Kirchenhöfen abtransportiert wurden. Eine Million Schädel wurden zu Pyramiden aufgebaut, während die Knochen der Skelette zu Wänden aufgeschichtet worden sind.

Ein merkwürdiger Zeitgenosse. Die Königsberger Luft wird seit neuerer Zeit durch das seltsame Gebaren eines offensichtlich Geisteskranken stark verunreinigt. Dem Unbekannten haben es nämlich die Klosett- und Dunstrohre angetan, die er, wo er ihrer nur habhaft werden kann, mit einem spitzen Gegenstand durchlöchert. So hat er in einem Hotel nicht weniger als 31 Löcher in die Mauer geschossen. Die Folgen kann man sich wohl selbst ausmalen. Obwohl die Polizei eifrig nach dem Täter fahndet, konnte sie seiner bisher nicht habhaft werden.

Fröhliche Ecke.

Veronika. Meine Frau hatte mit den Großstadtmädcheln schon zu viel üble Erfahrungen gemacht. „Ich will es einmal mit einer vom Land versuchen!“ sagte sie keufzend. So kam Veronika zu uns. Sie zeigte sich recht geschickt und auffassungsfähig, so daß meine Frau bereits nach vierzehn Tagen darangehen konnte, die biedere Perle aus der grünen Steiermark in die Geheimnisse moderner Servierkunds einzuwöhnen. „Also passen Sie auf, Veronika: serviert wird immer von links, verstehen Sie, von links. Dagegen wird immer von rechts abgetragen. Das müssen Sie sich gut merken!“ Veronika schüttelte lächelnd den Kopf. „No, wissen S', gnä Frau, i versteh nur net, wie ma gar so bill aberglaubisch sein ko!“ („Simplicissimus.“)

Praktisch. „Ist das wahr, daß jähddz de Gohlen verflissich wärdn?“ — „Ja natürlich, Anna.“ — „S' is nämlich wädrn der Gohlenkaufel. Die is gabbud. Da genidn mir doch gleich emne Giekganne goosen.“

Galgenhumor. Eine Theatergesellschaft hatte nach einem Gastspiel in einer kleinen Stadt den letzten Zug versäumt. Infolgedessen mußten die Schauspieler auf der Bühne nächtigen. Plötzlich wachte einer von ihnen fröhlich auf: „Das ist aber verflucht kalt hier!“ — „Kein Wunder,“ antwortete ein Kollege, „wir nächtigen ja hier „auf freiem Felde.“ — „Maschinenmeister! Lassen Sie doch ein Interieur herunter!“

Verantwortlich: Hauptredakteur Robert Sthra, Poznań.